

Die Sprache der Heimatverwiesenen und das Schwäbische¹⁾

Von Ulrich Engel

Übersicht über die verwendeten Lautzeichen.

ē, ō	langer Vokal; Kürze bleibt unbezeichnet,
ē, o	offener Vokal; die enge Aussprache bleibt unbezeichnet,
ẽ, õ	nasalierter Vokal,
e ⁱ , o ^u	Halbzweilaut, nur mit schwachem u- oder i-Nachklang,
ə	unbetonter Vokal, etwa zwischen a und e liegend,
r	ist ein sonst fälschlich mit r bezeichneter Laut; in Wirklichkeit handelt es sich um einen Gaumen-Vokal, der z. B. in der Stuttgarter Umgangssprache die Endsilbe -er wiedergibt,
ŋ	= schriftsprachlich ng (in „Hunger“),
χ	= schriftsprachlich ch (in „machen“, „ich“),
š	= schriftsprachlich sch (in „schön“),
p, t, k	sind harte, aber unbehauchte Verschlusslaute; die Behauchung wird besonders bezeichnet (ph, th, kh).

Einleitung

Im Jahre 1950 lebten im damaligen Land Württemberg-Baden etwa 700 000 Heimatverwiesene, das sind 18 % der Gesamtbevölkerung. Seit dieser Zeit hat sich das Verhältnis weiter zugunsten der Neubürger verschoben. Näheres hierzu bringt ein Aufsatz von Hugo Moser (7), dem auch die Zahlen entnommen sind.

Eine soziale Umschichtung und Neugliederung solchen Ausmaßes mußte sich auch in sprachlicher Hinsicht auswirken. Der Darstellung dieser Änderungen sei eine Übersicht über die allgemeinen sprachlichen Voraussetzungen vorangestellt.

Unter den einheimischen Mundarten Württembergs herrscht das Schwäbische bei weitem vor; doch finden sich im Nordteil des Landes auch (ost- und rhein-)fränkische Mundarten. All diese alten

¹ Verkürzte und umgearbeitete Fassung einer Untersuchung gleichen Titels, die im Sommer 1954 für das Ludwig Uhland-Institut in Tübingen angefertigt wurde.

Sprachformen aber werden überlagert und verbunden durch die *Umgangssprache*, die besonders in ihrer oberen Schicht (der „württembergischen Umgangssprache“) stark ausgeglichenen, vorwiegend schwäbischen und zugleich ziemlich schriftnahen Charakter zeigt (vgl. hierzu Verf. 3, bes. S. 217 ff.). – Die *Heimatvertriebenen* zeigen demgegenüber, entsprechend ihrer Herkunft, sehr mannigfaltige Sprachformen. Im einstigen Land Württemberg-Baden stehen die Sudetendeutschen mit etwa 50 % an erster Stelle, es folgen die Ungarndeutschen mit rund 15 %; eine größere Gruppe bilden auch noch die Schlesier (etwa 10 %). Den Rest bilden kleine Gruppen aus Jugoslawien, Rumänien, Polen, Rußland und den baltischen Staaten, ferner aus Ostpreußen, Ostpommern und Ostbrandenburg (s. Moser 7, S. 150). Verwickelter erscheinen die Sprachverhältnisse bei den Heimatvertriebenen noch dadurch, daß sich Herkunftsland und Sprachgebiet keineswegs immer decken. So finden sich bei den Ungarndeutschen bairische, fränkische und schwäbische Mundarten; andererseits gelten alte Großmundarten, wie das Bairische, in verschiedenen Gebieten ohne räumlichen Zusammenhang.

Aus der Begegnung dieser verschiedenen Sprachformen muß etwas Neues entstehen. Wenn dabei die Entwicklung durchaus auf Kosten der Vertriebenensprachen geht und diese in ein bis zwei Generationen wohl ganz ausgestorben sein werden, so ist dies in erster Linie auf die eindeutige zahlenmäßige Unterlegenheit der Neubürger zurückzuführen. Von Bedeutung ist ferner, daß die Vertriebenen in der Regel nicht gemäß ihrer heimischen sozialen Gliederung (etwa nach Dorfgemeinschaften) angesiedelt wurden; vielmehr hat man sie fast ausnahmslos in Grüppchen zersplittert unter die einheimische Bevölkerung aufgeteilt (vgl. Moser 7, S. 122). So stehen überall kleinste Einheiten verschiedener Art der starken und geschlossenen Gruppe der Einheimischen gegenüber; die Widerstandskraft der einzelnen Vertriebenensprachen wird dadurch natürlich entscheidend geschwächt. Eine Ausnahme bilden nur die Vertriebenen, die in *Lagern* leben (über sie s. S. 102 ff., 107).

Im einzelnen wird der Übergang von der mitgebrachten zur neuen Sprachform auf verschiedene Weise erfolgen. Alter, Berufstätigkeit u. a. werden dabei eine ebenso große Rolle spielen wie die Eigenart der überkommenen Sprachform und ihr Verhältnis zur Einheitssprache. Daher erfordern die besonderen *Bedingungen* der vielgestaltigen Vorgänge eine gesonderte Behandlung.

Im folgenden sollen die wichtigsten sprachlichen Veränderungen, die mit der Umsiedlung verbunden sind, an Hand einiger Einzelfälle aus Württemberg beleuchtet werden. Dabei wird unsere Aufmerksamkeit ausschließlich der *Sprache der Vertriebenen* und der Einwirkung der einheimischen Sprachformen auf die Vertriebenen gelten. Ein umgekehrter Einfluß ist zweifellos vorhanden, aber von geringer Bedeutung, überdies nur sehr schwer zu erfassen.

Die Tendenzen zum landschaftlichen Ausgleich etwa sowie zur Annäherung an die deutsche Einheitssprache waren schon seit langem vorhanden; in welchem Maße sie durch die Umsiedlung verstärkt wurden, wird sich nie genau feststellen lassen (vgl. Moser 7, S. 136 ff.). Daß aussterbende heimische Wörter durch verwandte Vertriebenensprachen noch einmal zum Leben erweckt werden (s. Moser 7, S. 137), zählt zu den Ausnahmen und ist für die Gesamtentwicklung belanglos.

1. Wege des Übergangs

Grundsätzlich gilt unsere Betrachtung folgendem Vorgang: die Vertriebenensprachen unterliegen den einheimischen Sprachformen; die Vertriebenen gehen also von ihrer überlieferten Sprachweise (der „Altsprache“) zu einer der vorgefundenen „Neusprachen“ über. Der Nachdruck unserer Untersuchung wird dabei mehr, als es gemeinhin üblich ist, auf den Sprechern liegen; denn ohne nähere Kenntnis der Menschen als Sprachträger kann kein sprachlicher Vorgang befriedigend erklärt werden.

Der Übergang von der Alt- zur Neusprache kann sich nun auf zwei Arten vollziehen:

1. Einzelne Formen und Regeln der Neusprache sickern allmählich in die Altsprache ein; es entsteht eine *Mischsprache*, die in den verschiedensten Ausprägungen auftreten kann und sich gewöhnlich fortwährend verändert. Das theoretische Endziel solchen Übergangs ist völliges Verschwinden der Altsprache, vom Sprecher aus gesehen: „fehlerfreies“ Beherrschen der Neusprache. Oft ist eine solche Sprachmischung mit einer Läuterung verbunden; denn verständlicherweise vermag die deutsche Einheitssprache, als einzig festes Gebilde in dieser Periode des Wechsels und der Unsicherheit, besonders tiefgreifende Wirkung auszuüben. Das hat zur Folge, daß grob mundartliche Formen gemieden und landschaftliche Ausgleichsformen bevorzugt werden; auf diese Weise kann ein Sprecher, der dem mundartlichen Bereich entstammt, die Umgangssprache seiner neuen Heimat wenigstens äußerlich annehmen. Freilich ist der umgekehrte Fall, das Absinken in tiefere Sprachschichten häufiger.

2. Die Altsprache wird beibehalten, die Neusprache hinzugelernt. Wir reden dann von *Mehrsprachigkeit*. Oft beherrschen zweisprachige Gewährleute beide Sprachformen gleich vollständig; gegenseitige Beeinflussung von Alt- und Neusprache ist möglich, aber nicht die Regel. Die Mehrsprachigkeit schließt im allgemeinen eine „Läuterung“, also eine Anlehnung an die Einheitsrede aus; wo zwei Sprachformen von fragloser Gültigkeit nebeneinander bestehen, kann die Einheitssprache nicht allzu sehr ins Gewicht fallen. Übergänge von der ursprünglichen Mundart zur Umgangssprache des

Neulandes sind zwar auch auf diesem Weg möglich, aber sie setzen dann besondere soziale Verhältnisse voraus.

Das Endergebnis der Mehrsprachigkeit ist in der Regel dasselbe wie im ersten Fall: überwiegender Gebrauch der Neusprache führt, besonders nach der Trennung von gleichsprachigen älteren Landsleuten, zur schließlichen Aufgabe der Altsprache. Aber hier handelt es sich um keine kontinuierliche, allmähliche Entwicklung: der Übergang wird meist in sehr abrupter Form erfolgen.

Im folgenden sollen die verschiedenen Möglichkeiten des Übergangs an einigen besonders eingehend befragten Gewährsleuten dargestellt werden. Dabei werden eine schwäbisch-alemannische, mehrere bairisch-österreichische sowie eine fränkische Mundart behandelt. Die Namen der Gewährsleute wurden geändert; alle übrigen Lebensumstände sind jedoch wahrheitsgetreu wiedergegeben.

Neu-Pasua (schwäbisch)

Die Familie Schwarz betrieb bis zur Umsiedlung eine mittelgroße Landwirtschaft in dem ungarndeutschen Dorfe Neu-Pasua (Syrmien), einem Ort von gut 6000 Einwohnern. Die Bevölkerung stammte aus sehr verschiedenen Gegenden Deutschlands. So saßen die Vorfahren der Familie S. in der Gegend von Schopfheim im südlichen Schwarzwald. Nach der Aussiedlung im Oktober 1944 war die Familie Schwarz zunächst bei Braunau am Inn untergebracht, wohnte dann 1947 bis 1950 in der Umgebung von Nürnberg, hierauf in Ennetach bei Mengen und seit 1953 in Reutlingen. Der ständige Wohnwechsel mit seinen vielartigen sprachlichen Einflüssen hat sich auf die Eltern nicht nachhaltig ausgewirkt, wenig auch auf die beiden Töchter, am spürbarsten auf die Söhne.

Als Gewährsleute dienten mir: Vater Schwarz, 48 Jahre alt, heute Arbeiter; seine Söhne Martin (26, Arbeiter) und Michel (24, Schlosser) sowie die unverheirateten Töchter Gretel (20, Hausgehilfin) und Lene (18, Hilfsarbeiterin).

Die Mundart von Neu-Pasua trägt vorwiegend schwäbisches Gepräge, doch weist sie viele rheinfränkische Züge auf. Diesen Einfluß des Rheinfränkischen kann man übrigens in zahlreichen donau-deutschen Mundarten beobachten. Ich gebe zunächst die wichtigsten Merkmale der Mundart von Neu-Pasua; als Grundlage dienten mir eigene Aufnahmen und die Darstellung bei Schick (8).

Die Verwandtschaft mit dem „Binnenschwäbischen“ zeigt sich schon bei der Entrundung sämtlicher gerundeten Umlaute; es heißt also *khepf* Köpfe, *khiä* Kühe usw. Ebenso werden die mittelhochdeutschen (mhd.) engen Laute i, u, ü, ie, uo, üe vor Nasenlauten gesenkt: *hëml* Himmel, *šdrömpf* Strumpf, *dëñä* dienen, *grëä* grün usw. –

Die altoffenen e-Laute (mhd. ä und mhd. ë) erscheinen als offenes e, bei

Dehnung wird teilweise zwiegelaute: *rext* recht, *geſle* Gäſlein; *lēiwa* leben, *grēsle* Gräslein. – Die engen e-Laute (mhd. e, mhd. ö) hingegen sind als enges e erhalten, ebenso mhd. o als enges o: *besər* besser, *khepf* Köpfe, *loχ* Loch; bei Dehnung besteht auch hier die Neigung zur Zwielaute: *ufhēiwa* aufheben, *hou^usə* Hosen.

Das altlange ā wird sehr stark verdunstet: *əmōl* einmal, *špōtjōr* Spätjahr, Herbst; vor Nasenlauten wird zwiegelaute: *somwə* Samen, *ouni* ohne. – Die halbhengen Langvokale mhd. ē, ô, oe werden wieder leicht zwiegelaute: *glei* Klee, *wēniχ* wenig; *brout* Brot; *beis* böse. – Die engen Langvokale mhd. ī; ū, iu zeigen fränkische Lautgebung: sie erscheinen als offene Zwielaute, nur vor Nasenlauten tritt – wieder wie in vielen fränkischen Mundarten – Verengung ein; es heißt also *aise* Eisen, *haos* Haus, *faiər* Feuer; *šifirə* einführen, *tsšū* Zaun, *nāi* neun.

Der alte Zwielaute ei erscheint als Dreilaute: *qæ* Ei, *nōāē* nein, wird aber oft zum langen Zwielaute abgeschwächt: *lōedər* Leiter, *glōē* klein. – Die mhd. Zwielaute ie, uo, üe bleiben erhalten: *liab* lieb, *ruə* Ruhe, *khia* Kühe.

Von den Konsonanten ist mhd. b zu erwähnen, das zu *w* erweicht wird, wenn es zwischen Vokalen oder zwischen r, l und Vokal steht: *štura* Stube, *farwiχ* farbig – eine typisch fränkische Eigenart. Ferner ist die Behandlung des germanischen p von Bedeutung, das wie im Rheinfränkischen nicht verschoben wurde, wenn es am Wortanfang stand oder verdoppelt war: *phaef* Pfeife, *štopa* stopfen.

Einige Zeitwörter mit Sonderbildungen mögen diese Übersicht abschließen:

k ö n n e n. Gegenwart: *iχ khān*, *du khānšt*, *er khān*; *mīr khēnə*, *īr khēnət*, *se khēnə*. gehen (völlig gleiche Lautbildung zeigt „stehen“). Gegenwart: *gei*, *geišt*, *geit*; *gēan*, *gēant*, *gēan*; Mittelwort der Vergangenheit: *gāηə* (*gšdāndə*); Grundform: *gei*, *šdei*. s e i n. Gegenwart: *bēn*, *bišt*, *is*(!); *sēn*, *sēnd*, *sēn*. Die Vergangenheit *iχ mār*, auch *wōr* wird oft verwendet. Mittelwort der Vergangenheit: *gwēst*. Grundform: *sāē*, *sāi*. h a b e n. Gegenwart: *hab*, *hašt*, *hat*; *hēn*, *hēnt*, *hēn*. Mittelwort der Vergangenheit: *ghat*. Grundform: *hān*.

Von dieser Ordnung weichen nun die einzelnen Gewährsleute in verschiedenem Maße ab.

Vater Schwarz, als der älteste unter den Gewährsleuten, hat seit der Umsiedlung nur wenige Formen neu angenommen; daneben gebraucht er häufig noch die alten Formen. Öfter sagt er: *i hān hōηər*, ich habe Hunger, *dəər is guət*, der ist gut, *iχ khā guət šafə*, ich kann gut schaffen; die entsprechenden Altformen *lauten iχ hab*, *dəər is*, *iχ khān*. In diesen Fällen liegt eindeutig binnenschwäbischer Einfluß vor. An der Umwandlung der Form *iχ* zu *i* (die wahrscheinlich schon in der Heimat begonnen hatte), mag neben dem Binnenschwäbischen auch die bairisch-österreichische Mundart mitgewirkt haben. – Gemeinsamer Einfluß des Schwäbischen und der Einheitssprache liegt vor, wenn das zwischen Vokalen stehende b wieder als Verschlusslaut erscheint (*šraebə* schreiben). Wenn *brqəet* zu *braet* breit, *qæ* zu *ae* Ei wird, ebenso *frq* zu *frao* Frau, *rqχ* zu *raoχ* Rauch, so sehen wir hier in erster Linie die Ein-

heitssprache am Werk; daneben können auch die schwäbische und die bairische Umgangssprache an dieser Entwicklung beteiligt sein.

Besonders lehrreich sind die Formen *pfōnd* Pfund und *āīmār* Eimer. Im Gegensatz zum Hauptverfahren ist das germanische p in *pfōnd* „verschoben“: dieses Wort war in der Heimat unbekannt (dort galt nur „Kilo“); mit der neuen Sache hat man dann auch die neue Bezeichnung in der neuen Aussprache übernommen. Hier zeigt sich deutlich ein Nachlassen der sprachlichen Selbsttätigkeit: Neues wird nicht mehr nach den Gesetzen der eigenen Sprache verarbeitet, sondern kritiklos übernommen. – „Eimer“ müßte, da der alte Zwielaut ei zugrunde liegt, in der Mundart von Neu-Pasua *ōāēmār* heißen. Aber das in der Heimat unbekanntes Wort hörte Vater Schwarz zum erstenmal von seinen Arbeitskameraden, die sich größtenteils der Einheitssprache oder der schwäbischen Umgangssprache bedienen, daher *aemār* oder *āēmār* sagen. Nun kennen Umgangs- und Einheitsprache diesen *āē*-Laut auch in Wörtern wie *āēfīrə* einführen, also für mhd. *î* vor Nasenlauten, wo die Mundart von Neu-Pasua *āī* (*āīfīrə*) vorschreibt. Indem nun Vater Schwarz das Neuwort „Eimer“ fälschlich mit solchen Wörtern zusammenbrachte, in denen mhd. *î* zugrunde liegt, kam die Aussprache *āīmār* zustande. Dieser Sprachirrtum zeigt gleichwohl einen beträchtlichen Rest von sprachlicher Selbsttätigkeit.

Nur geringfügig weichen Gretel und Lene Schwarz vom Sprachgebaren des Vaters ab. Beide lebten bis 1953 im elterlichen Hause; seitdem arbeitet Gretel als Hausgehilfin bei einer Familie rheinischer Herkunft, während Lene in einer Fabrik beschäftigt ist, wo sich neben der Arbeit nur spärliche Unterhaltungsmöglichkeiten bieten. Außerdem leben in und um Reutlingen zahlreiche Neu-Pasuaner, die in häufigen Zusammenkünften ihre landsmannschaftliche Verbundenheit zu bewahren suchen; so ermöglichen auch gesellige Veranstaltungen nur beschränkten schwäbischen Einfluß. Daher weisen die sprachlichen Neuerungen der Mädchen, wo sie über die des Vaters hinausgehen, vorwiegend auf die Einheitsprache; das erklärt auch die Aufnahme absolut mundartfremder Wörter wie „damit“, „erstaunt“ usw. Die häufig gebrauchte Form *hqt* hat (für heimisches *hat*) schließlich dürfte in diesem Fall noch aus der Zeit des bairischen Aufenthaltes stammen.

Bei Michel und Martin Schwarz treten die Neuerungen, die wir schon beim Vater verzeichneten, in wesentlich stärkerem Maße auf. Beide sind von aufgeschlossenem Wesen und stehen während der Arbeit in dauernder, inniger Berührung mit schwäbischen Kameraden. Der verstärkte Einfluß des **Binnenschwäbischen** ist vor allem an der gelegentlichen *ai-*, *au-*Aussprache der mhd. Langvokale *î*, *û* (*brāi* Brei, *māuər* Mauer) zu erkennen; daneben herrscht freilich die alte Aussprache *brae*, *maoər* noch vor. Außerdem haben

sich die zahlreichen unschwäbischen Zwielaute (s. o.) noch erhalten – „sekundäre“ Sprachmerkmale, die wegen ihrer Geringfügigkeit meist erst ganz zuletzt aufgegeben werden. Auch werden die Zeitwörter „gehen“ und „stehen“ noch ausnahmslos mit dem fränkischen Stammvokal *e* (schwäbisch *a*) gebildet.

So tragen die Individualsprachen in der Familie Schwarz noch vorwiegend altsprachlichen Charakter. Es handelt sich im ganzen um mehr oder minder stark entwickelte *Mischsprachen*.

Poppitz (niederbairisch)

Die Bewohner des ansehnlichen Dorfes Poppitz im Kreis Nikolsburg (Südmähren) lebten zwar durchaus traditionsbewußt², aber es zeigten sich doch schon geraume Zeit vor der Ausweisung manche Auflösungserscheinungen im Volksleben. Schwunghafter Handel mit Wein und Süßholz, reges Vereinsleben, moderne Schul- und Verkehrsverhältnisse, Arbeit der Jüngeren in der Stadt begünstigten landschaftlichen Ausgleich und Einfluß der Einheitssprache viel mehr als in den donauschwäbischen Gebieten.

Die ehemaligen Bauernfamilien *Fuchs* und *Lindner* wohnen heute in dem katholischen Pfarrdorf *Neuler* im Kreis *Aalen* (Württ.). Als *Gewährsleute* dienten mir:

Großmutter *Fuchs*, etwa 75 Jahre alt; ihr Sohn, Vater *Fuchs* (52, heute Straßenarbeiter) und dessen Frau (47); beider Tochter *Erika* (12). Ferner Vater *Lindner* (46, heute Angestellter) und seine Frau (Schwester von Vater *Fuchs*, 38); beider Söhne *Heini* (17, Postangestellter) und *Horst* (14).

Eine kurze Übersicht über die *Poppitzer Mundart* soll vor allem deren bairischen Charakter verdeutlichen.

Auch in Poppitz werden die gerundeten Umlaute *entrundet*: *jijə* jünger, *šēne* schöne, *siəshoets* Süßholz, *laet* Leute.

Von den *Kurzvokalen* erscheint mhd. *a* als offenes *o*, bei Dehnung wird zwiegelaute: *dos* daß, *gohə* gegangen; *šdəut* Stadt, *grēūk* krank. – Alle mhd. *e*-Laute sind in *e* zusammengefallen; bei Dehnung tritt auch hier Zwielaute ein: *rext* recht, *bessə* besser, *khesdn* Kästen; *leiy* legen, *geim* geben, *greisə* Gräser. – Vor dem stark *u*-haltigen *l* werden mhd. *e* und *i* gerundet: *gōd*, *gōed* Geld, *hūfst* hilfst. – Mhd. *o* wird manchmal, besonders vor *r*-Verbindungen, zu *u*: *duətn* dort, *fuət* fort, *rūs* Pferde, *khupf* Kopf.

Der mhd. *Langvokal* *ā* erscheint als *ō*, wird vor Nasenlauten zwiegelaute: *štrōs* Straße, *wōə* wahr, *soumə* Samen. – Mhd. *ê* und *ô* werden

² Vgl. hierzu Verf., Das Brauchtum in Poppitz, Tübingen 1954 (maschinenschriftl.).

leicht in Zwielaute gespalten: *šnei* Schnee, *grou*s groß. – Die engen Langvokale mhd. *î*, *û*, *iu* werden zu offenen Zwielaute: *frae* frei, *maoə* Mauer, *tsāē* Zäune, *nāē* neun.

Der alte Zwielaute *ei* wird zu *ā* vereinfacht: *lātsāl* Leitseil, *āfɔx* einfach. – Während aber mhd. *ie* wie im Schwäbischen als *iə* erscheint (*liab* lieb, *wiən* Wien), wird mhd. *uo* zu *ui* „gestürzt“: *suiχŋ* suchen, *šui* Schuhe.

Die Nebensilbe *-en* wird zu *n*, nur nach Nasenlauten zu *ə* (*geim* geben, *nemə* nehmen). Die Endsilbe *-er* wird zu *ə*: *šaiə* Scheuer.

Der mhd. Konsonant *l* wird in vielen Fällen vokalisiert: *sɔets* Salz, *qed* alt usw. – Der Verschlusslaut *b* wird, wenn er zwischen Vokalen steht, zu *w* erweicht: *ɔwə* aber, *wæwə* Weiber. – Ein bairisches Charakteristikum ist die Auflösung von *b* und *g* vor der Endsilbe *-en*, wobei das auslautende *n* an den vorhergehenden Konsonanten angeglichen wird: *leim* leben, *aosdrōŋ* austragen. – Die Lautgruppe *st* bleibt im In- und Auslaut erhalten, wird aber nach *r* zu *št*: *mɔχst* machst, *biəšdn* Bürste.

Aus der Zeitwortbiegung seien angeführt:

gehen. Gegenwart: *gēi*, *gēist*, *gēit*; *gēin*, *gēits*, *gēin*; Mittelwort der Vergangenheit: *gɔŋə*; Grundform: *gēi*. sein. Gegenwart: *bin*, *bist*, *is*; *sān*, *saets*, *sān*; Mittelwort der Vergangenheit: *gweisn*. haben. Gegenwart: *həb*, *həst*, *hət*; *həm*, *həbts*, *həm*; Mittelwort der Vergangenheit: *khaut*; Grundform: *həm*.

Großmutter Fuchs zeigt nach meinen Beobachtungen in zwangloser Rede überhaupt keine Neuerungen.

Auch Vater Fuchs hat seine heimische Mundart noch ziemlich rein erhalten. Immerhin macht es sich bei ihm bemerkbar, daß er eine gründliche Schulbildung genoß und später aus Liebhaberei historische und volkscundliche Studien trieb: die Einheits-sprache hat ihn deutlich beeinflußt. So haben die a-Laute bei ihm weithin ihre Verdampfung verloren, vorwiegend, aber nicht nur in rein schriftsprachlichen Wörtern wie „Leibeigenschaft“ oder „Sprachgebiet“. Für umfassende, tieferegreifende Sprachbewegungen ist Vater Fuchs indessen zu alt. Wenn seine Mundart insgesamt noch durchaus heimatliches Gepräge trägt, so gilt das verständlicherweise noch mehr von Mutter Fuchs, einer Frau ohne besondere geistige Interessen.

Die 12jährige Erika hingegen spricht im Umgang mit ihren einheimischen Kameraden reines Schwäbisch³. Sie hat ihre gesamte bisherige Schulzeit in Neuler verbracht und war somit dem Einfluß der Neusprache im bildungsfähigsten Alter ganz besonders ausgesetzt. Da ihre Altersgenossen zum größten Teil Bauernkinder sind, zeigt sie in unbefangener Rede keine Einflüsse der Umgang-sprache oder der Einheits-sprache. – Im Familienkreis gebraucht Erika eine leicht geläuterte bairische Mundart: das mhd. *a* hört man bei ihr nur noch selten verdampft ausgesprochen. Hier scheint sie von

³ Vgl. die kurze Darstellung der Mundart von Neuler bei Verf. 3, S. 123 ff.

Mutter Lindner (s. u.) beeinflusst zu sein, bei der sie täglich ein- und ausgeht.

Mehr Neuerungen als die Eheleute Fuchs weist Vater Lindner auf. Als Nachtwächter in der Molkerei im nahegelegenen Ellwangen kehrt er ständig mit Vertretern der Einheits- wie der schwäbischen Umgangssprache. Die meisten der folgenden Neuerungen werden wir auf die Einheitssprache zurückführen: Bei mhd. *a* herrscht die unverdampfte *a*-Aussprache schon vor (Beispiele s. o.), bei mhd. *ei* wird der Zwielauf wiederhergestellt (*laedā* statt *lādā* Leiter), der Konsonant *l* wird häufig nicht mehr aufgelöst (*fül* statt *fū* viel, *tsalt* statt *tsqet* gezahlt). Oft gebraucht Vater Lindner die einfache Vergangenheit der Zeitwörter (*wqə* war, *khām* kam, *wolde* wollte); die 2. Person Mehrzahl der Zeitwörter verliert allmählich ihr *s* (*iə hqbt* statt *hqbts* ihr habt), die Grundform von „gehen“ heißt nicht mehr *gē*, sondern *gēn*. – Einige weitere Formen, die allerdings nie gegenüber Landsleuten gebraucht werden, gehen auf das Konto des Schwäbischen, so *gwest* gewesen; hierher ist auch die gelegentliche *qe*-Aussprache des alten Zwielaufs *ei* zu rechnen (*glqed* Kleid).

Die soeben verzeichneten Neuerungen treten bei Mutter Lindner noch weit häufiger auf. Sie sagt außerdem *gsuyen* gesungen, *rinen* rinnen (gegen heimisches *gsuyə*, *rinə* und schwäbisches *gsōyə*, *rēnə*). Dadurch wird die anderweitige Beobachtung bestätigt, daß Frau Lindner ihre Redeweise der Einheitssprache anzugleichen strebt, während sie alle schwäbischen Einflüsse beharrlich ablehnt – und dies, obwohl sie mit zahlreichen schwäbischen Familien regen Umgang pflegt. Individuelle Beweggründe, vielleicht auch das besonders enge Verhältnis zur Familie des ebenfalls heimatverwiesenen Lehrers – der natürlich „gepflegter“ spricht – mögen ihr Verhalten bestimmen.

Heini und Horst haben den größten Teil ihrer Schulzeit in Neuler verbracht und sprechen somit wie die kleine Erika unverfälschtes Schwäbisch. Die nunmehr zweijährige Tätigkeit Heini in Stuttgart hat allerdings eine Tendenz zur schwäbischen Umgangssprache hervorgerufen, deren Auswirkungen noch nicht ganz zu übersehen sind. Daneben beherrschen aber beide auch die Heimatmundart, und zwar in Einzelheiten besser als die Mutter, vermutlich weil die Jungen sich besonders häufig bei der alten Großmutter aufhalten.

Wir können somit bei den Familien Fuchs und Lindner zwei Gruppen unterscheiden: eine mischsprachige (mit deutlichem Akzent auf der Altsprache), der sämtliche Erwachsenen angehören, und eine zweisprachige, welche die Kinder umfaßt. Bei diesen wird die mehr gebrauchte Neusprache in absehbarer Zeit die Heimatmundart völlig verdrängen.

Kaltenstein (niederbairisch)

Aus dem evangelischen Dorf Kaltenstein im Kreis Wieselburg (Westungarn) stammt der 20jährige Fritz Zinser; sein Vater besaß dort ein Anwesen von 60 Hektar. Fritz besuchte in der Heimat die Volksschule. Nach Kriegsende und einjährigem Wanderleben faßte die Familie im April 1946 in dem Schwarzwalddorf Mötzingen (Kreis Nagold) wieder festen Fuß. Fritz besuchte die Oberschule in Nagold und studiert seit 1954 in Tübingen; sein Vater ist heute Hilfsarbeiter in Stuttgart.

Die Mundart von Kaltenstein unterscheidet sich – nach den Angaben von Fritz, der mein einziger Gewährsmann ist – so wenig von der Poppitzer Mundart, daß wir uns mit wenigen Andeutungen begnügen können.

Bemerkenswert ist, daß in Kaltenstein die Zwielaute alter Einlaute nicht (wie in Poppitz) bei Dehnung eintritt, sondern allgemein vor Nasenlauten; so bei den mhd. Kurzvokalen a (*āōfāγ* anfangen, *hāō* Hahn), ē und e (*nāīmā* nehmen, *hāīn* Henne), sowie bei den mhd. Langvokalen ā (*sōūmā* Samen, *ōūni* ohne), ê und oe (*wāīni* wenig, *šāīnā* schöner) und ô (*lāū* Lohn).

Der alte Zwielaute erscheint als *qə*, vor Nasenlaut zu *ūā* verengt: *lqətə* Leiter, *hūām* heim. – Mhd. *ou* wird in wenigen Wörtern noch durch *ā* wiedergegeben (*ā* auch, *pflām* Flaum), meist schon durch schriftnahes *ao* (*grao* grau). – Auch in Kaltenstein wird der mhd. Zwielaute *uo* „gestürzt“: *gqui* genug, *huit* Hut; vor Nasenlauten wird allerdings (wie z. B. im Schwäbischen) *ōā* gesprochen: *blōām* Blume.

Auch die Beugungsendungen des Zeitworts sind dieselben wie in der Poppitzer Mundart.

Das Fürwort „ihr“ (2. Person Mehrzahl) erscheint in der bairischen Form *ēs*.

Fritz Zinser ist zweisprachig.

Im Familienkreis und unter bairisch Redenden gebraucht er die Heimatmundart, jedoch in wesentlich geläuterter Form; auf manche alten Formen muß er sich erst besinnen. In zwangloser Rede weicht er vor allem in folgenden Punkten von der unverfälschten Altsprache ab:

Die Zwielaute von Vokalen vor Nasenlauten fehlt meistens, Fritz sagt also im allgemeinen *āfāγ* anfangen, *nēmā* nehmen, *ōni* ohne, *lō* Lohn usw. – Mhd. *uo* wird in der Regel nicht mehr gestürzt, es heißt somit *huət* Hut, *wuət* Wut. – Das vokalisierte *l* wird häufig als Konsonant wiederhergestellt: *fūl* viel, *göld* Geld, *solts* Salz. – *b* und *g* werden teilweise vor der Endsilbe *-en* wieder eingeführt: *gēbm* geben, *wōγγ* Wagen. – In seltenen Fällen heißt es auch *iā gēt* statt *iā gēts*, *ēs gēts* ihr geht.

Sind diese Neuerungen insgesamt neben dem Schwäbischen vor allem der Einheitssprache zu danken, so zeugt die Tendenz, die Lautgruppe *st* auch nach *r* als *st* auszusprechen (*biasdn* statt *biāšdn*

Bürste) offenkundig von sprachlicher Selbsttätigkeit: hier liegt eine Angleichung an das Hauptverfahren vor.

Unter Schwaben gebraucht Fritz die schwäbische Umgangssprache, und zwar je nach dem Gesprächspartner eine ihrer verschiedenen Ausprägungen⁴. Im Gespräch mit mir – ich gebrauche im allgemeinen die „provinzielle Umgangssprache“, also die tiefergelegene umgangssprachliche Schicht – zeigt Fritz im wesentlichen folgende Abweichungen von meiner Sprechweise:

Die engen Vokale *i*, *u* werden vor Nasenlauten häufig nicht mehr gesenkt: *khindr* Kinder, *unsr* unser usw. – Der alte Langvokal *î* erscheint vor Nasenlauten immer als enges *äi* (wie in Württembergisch-Franken): *äigroisä* eingewiesen. – Die Endung *-en* erscheint vielfach, wie in der Lesesprache, als *n*: *gēn* gehen, *wārn* waren. – Die Zeitwörter „gehen“ und „stehen“ werden vielfach mit dem unschwäbischen Stammvokal *e* gebildet: *mir gēn* wir gehen, *i šdē* ich stehe. Auch beim Zeitwort „haben“ wird der einheitssprachliche *a*-Laut (*hat*) neben dem schwäbischen *o* (*hōt*) verwendet. – Schließlich verwendet Fritz in unbefangener Rede zahlreiche schriftsprachliche Wörter, selbst wenn schwäbische Entsprechungen vorhanden sind, wie „emporgearbeitet“ für schwäb. *rəufgšaft* heraufgeschafft usw.

Trotz diesen starken „aufwärtigen“ Tendenzen spricht Fritz ein lautlich fast reines Schwäbisch; stets verwendet er für mhd. *î*, *û* die typisch schwäbischen engen Zwielaute: *bäi* bei, *səur* sauer.

Insgesamt finden wir bei Fritz die Überlagerung zweier grundverschiedener Erscheinungen, nämlich der Misch- und der Mehrsprachigkeit; ein Vorgang, der den festgestellten Regeln vollkommen widerspricht. Bei näherem Zusehen ergeben sich noch weitere Besonderheiten. Sprachliche Neuerungen bei Heimatverwiesenen sind gewöhnlich durchaus passive Vorgänge; die Individualsprache ist das Produkt der sozialen Zustände und Beziehungen. Nur scheinbar „erlernt“ das Flüchtlingskind die Neusprache, in Wirklichkeit wird sie ihm von außen aufgedrängt; noch einleuchtender wird dies bei der zunehmenden Mischsprachigkeit Erwachsener. Fritz Zinser hingegen neuert teilweise völlig unabhängig von den sozialen Verhältnissen. Sein Bairisch ist gepflegter als das der Eltern und Landsleute, sein Schwäbisch schriftnäher als das seiner Umgebung. Das neue Sprachgut, kaum aufgenommen, wird verarbeitet, zu etwas Eigenem umgeformt. Geistige Beweglichkeit, überdurchschnittliche Intelligenz heben unsern Gewährsmann aus der Menge seiner Gewährsleute heraus und geben ihm die Möglichkeit, die Übermacht der sozialen Bedingungen zu durchbrechen, den dargebotenen Rohstoff nach eigenem Gutdünken zu gestalten.

⁴ Vgl. hierzu und zum folgenden Verf. 3, S. 217 ff.

Wer sich also mit sprachlichen Veränderungen und zumal mit der Entwicklung der Vertriebenenmundarten beschäftigt, der wird neben den objektiven Gegebenheiten, neben der äußerlichen Situation immer auch die Haltung des Einzelnen der Sprache gegenüber berücksichtigen müssen. Dieses subjektive Element des Sprachlebens bestimmt nicht (wie die sozialen Bedingungen) das Ausmaß der betroffenen Formen, nicht den Grad, sondern die Art der sprachlichen Veränderungen; damit ist die individuelle Haltung ein sprachbildender Faktor von hervorragender Wichtigkeit.

Perbal (bairisch)

Aus dem ungarndeutschen, katholischen Dorfe Perbal im Kreis Budapest stammt die 55jährige Witwe Petri, die heute in Neuler (Kreis Aalen) wohnt. Keiner ihrer ehemaligen Dorfgenossen wohnt in erreichbarer Nähe; ihre beiden erwachsenen Söhne sind an ferngelegenen Orten beschäftigt. So ist der Kontakt mit der schwäbischen Bevölkerung ihrer neuen Heimat besonders eng, und sie hat trotz ihrem fortgeschrittenen Alter zahlreiche schwäbische Eigenarten übernommen. Die gemeinsame Konfession mag (ebenso wie bei den besprochenen Bewohnern von Poppitz) ein übriges dazu getan haben.

Die Mundart von Perbal hat schon viele altertümliche Züge aufgegeben; ich nenne zunächst die wichtigsten Abweichungen von der Poppitzer Mundart.

Zwielautung über den Gebrauch der Einheitssprache hinaus finden wir nur beim alten Kurzvokal a, wenn ein Nasenlaut folgt, der vor Reibelaut aufgelöst wird: *khāöst* kannst. – Mhd. ou erscheint als *ao*, vor Nasal wird vereinfacht: *raogāt* raucht, *aofrāmā* aufräumen. Mhd. ie und uo bleiben als Zwielaute erhalten: *wiəŋ* Wiege, *muətə* Mutter.

Aus der Zeitwortbiegung ist bemerkenswert:

können. Gegenwart: *khō*, *khāöst*, *khō*; *khēnə*, *khēnts*, *khēnə*; Mittelwort der Vergangenheit: *khēnə*; Grundform: *khēnə*. gehen (ebenso: stehen). Gegenwart: *gē*, *gēst*, *gēt*; *gēŋə*, *gēts*, *gēŋə*; Mittelwort der Vergangenheit: *gəŋə* (*gšdondn*); Grundform: *gē(i)*. sein. Gegenwart: *bin*, *bist*, *is*; *sān*, *saets*, *sān*; Mittelwort der Vergangenheit: *grəst*; Grundform: *sān*. haben. Gegenwart: *həb*, *həst*, *hət*; *həm*, *həts*, *həm*; Mittelwort der Vergangenheit: *ghət*; Grundform: *həm*.

Frau Petri hört nicht Rundfunk und liest in der Zeitung kaum mehr als den Wetterbericht; sie hat nur wenige geistige Bedürfnisse und verkehrt fast ausschließlich mit schwäbischen Bauern; sie geht auch nicht ins Kino, allenfalls einmal in ein stark mundartlich gefärbtes Bauerntheater. So leuchtet es ein, daß die Einheitssprache für Frau Petris Sprechweise ohne Bedeutung blieb; ihre Neuerungen müssen

wir im wesentlichen dem Einfluß der schwäbischen Mundart zuschreiben.

So vor allem die Aussprache des mhd. *a*; hier ist die Verdampfung weithin aufgegeben, besonders vor Nasenlauten: *wassə* Wasser, *dants* Tanz (gegen altsprachl. *wəssə*, *dənts*). – Die Endsilbe *-en* wird in immer weiterem Maße zu *ə*: *maχə* statt *moxη* machen, *wōgə* statt *wōη* Wagen. – Die Dehnung altkurzer Vokale vor Konsonantengruppen, ein typisch ostschwäbisches Merkmal, tritt bei Frau Petri sehr häufig auf: *khält* kalt, *khöpf* Kopf u. v. a. – Auch beim althochdeutschen Zwiellaut *iu* dringt die schwäbische *ui*-Aussprache ein: *šuiə* Scheuer, *nui* neu (gegen altsprachliches *šaiə*, *nae*).

Trotz diesen starken neusprachlichen Einflüssen wird der bairische Grundton in Frau Petris Mundart kaum jemals verloren gehen. Das durchaus unschwäbische *ə* für die Endsilbe *-er* (*bessə* besser) wird sie wahrscheinlich nie aufgeben. Aus dem Widerspiel von Neuerung und Bewahrung entstehen dann die seltsamen, weder bairischen noch schwäbischen Mischformen *šuiə* Scheuer, *fuiə* Feuer usw.

Insgesamt zeigt das Beispiel der Frau Petri, wie übermächtige soziale Bedingungen auch einmal die Schranke fortgeschrittenen Lebensalters zu beseitigen vermögen.

Neudorf (rheinfränkisch)

1818 oder 1819 wurde Neudorf-Novoselo im Bereich der damaligen Militärgrenze in Syrmien gegründet, also unweit der großen Donaubiegung in Südungarn (heute Jugoslawien). Das Dorf zählte zuletzt etwa 1600 Einwohner. Die Mundart weist auf die Rheinpfalz als Ursprungsgebiet (vgl. Verf. 4). Die rein evangelische Bevölkerung gliederte sich in selbständige Bauern, Tagelöhner und Halbstattbauern (Pächter der größeren Grundherren). Zu den letzteren gehörte auch die Familie Schurz, die nach der Ausweisung (Oktober 1944) und nach langen Irrfahrten Ende 1947 ins Lager Schlotwiese bei Stuttgart-Zuffenhausen gelangte und seither dort lebt.

Die Gewährsleute im einzelnen waren die 73jährige Großmutter; ihre Tochter, Frau Schurz (52); Vater Schurz (58, heute Hilfsarbeiter); der Sohn Anton (23, Kraftfahrer); Anton hat 1953 geheiratet und lebt seitdem nicht mehr im Lager. Ferner Antons dreijähriger Sohn Manfred und die fünfjährige Elisabeth, ebenfalls ein Enkelkind von Vater und Mutter Schurz; die beiden Kinder leben seit mehreren Jahren bei den Großeltern in der Schlotwiese.

Auch in der Neudorfer Mundart gilt die Entrundung der gerundeten Umlaute: *eftər* öfter, *hiηl* Hühner, *bleid* blöde, *faiər* Feuer, *blimχə* Blümchen, *fraid* Freude. – Der fränkische Charakter der Mundart zeigt

sich besonders deutlich an der sehr beliebten *Zwielautung*. Sie betrifft zunächst die halbengen Kurzvokale, soweit sie gedehnt wurden, also mhd. ä, ë, e (*šlei* Schläge, *meil* Mehl, *eisl* Esel) und mhd. o (*ouwə* Ofen). Ferner werden sämtliche alten Langvokale „gespalten“; so mhd. ā (*šrouwiš* schwäbisch), mhd. ae, ê, oe (*geiχ* jäh, *klei* Klee, *bleid* blöde), mhd. ô (*brou*t Brot), mhd. î, û (*daisl* Deichsel, *tsaun* Zaun). – Bemerkenswert ist auch die *Weitung* von Kurzvokalen vor r-Verbindungen: *sarwiš* serbisch, *arbsə* Erbsen, *kharχ* Kirche, *darfər* Dörfer, *waršt* Würste; *gəwqr* geworden, *wqršt* Wurst.

Der mhd. Kurzvokal a wird verdumpft: *hqwə* Hafen, *mqn* Mann.

Von den *Zwielauten* erscheint mhd. ei als enges *ei* (*špeiχər* Speicher), im Auslaut als *qe* (*mqe* Mai, *qe* Ei). – Mhd. ou wird zu *q̄* vereinfacht: *frq̄* Frau. – Die mhd. *Zwielaute* ie, uo, üe werden wie stets in den fränkischen Mundarten zu Einlauten: *batriā* betrügen, *hūštə* Husten, *grin* grün.

Auch die *Konsonanten* zeigen fränkische Behandlung. So wird b zwischen Vokalen erweicht: *khiml* Kübel, *šrainə* schreiben; g aber wird völlig aufgelöst, wo es im Mhd. zwischen Vokalen stand: *wq̄* Wagen, *krin* kriegen. – Wo die Lautgruppen nd, ld, nt, lt zwischen Vokalen stehen, fällt der Verschlusslaut aus: *hunərt* hundert, *hqlə* halten, *unə* unten, *šqlə* schelten. – Rheinfränkische Lautgebung findet sich auch beim germanischen p, das an Wortanfang und Wortende und bei Verdoppelung auch im Innern des Wortes nicht verschoben wird: *phqr* Pfarrer, *tsop* Zopf, *štoppə* stopfen.

Beim *Zeitwort* sind die Mehrzahlendungen einheitlich: *meir lein*, *eir lein*, *si lein* wir legen, ihr legt, sie legen. – Beim *Mittelwort* der Vergangenheit der starken Verben ist die Endung -en spurlos abgefallen: *gənum* genommen, *geb* gegeben. – *gehen* (ebenso: *stehen*). Gegenwart: *iχ*, *gei*, *dū geišt*, *er geit*; Mz.: *gein*. *Mittelwort* der Vergangenheit: *goη* (*gštən*). *Grundform*: *gein*. *sein*. Gegenwart: *bin*, *bišt*, *is*; *sin*. *Mittelwort* der Vergangenheit: *gəwən*. *Grundform*: *sīn*. *haben*. Gegenwart: *hən*, *hošt*, *hot*; *hon*. *Mittelwort* der Vergangenheit: *ghot*. *Grundform*: *hən*.

Bei der alten *Großmutter* findet sich die soeben umrissene Heimatmundart unverändert erhalten. *Vater Schurz*, der weder lesen noch schreiben kann, erlitt vor einem Jahr einen schweren Unfall und lebt seitdem ganz im Lager; aber auch während seines Hilfsarbeiterdaseins fand der verschlossene Mann kaum Gelegenheit zu Unterhaltungen mit Einheimischen. So erklärt es sich, daß auch seine Mundart weder schwäbische noch einheitssprachliche Züge aufweist.

Mutter Schurz hingegen ist geistig beweglich und von geselligem Wesen; sie hört gerne Radio und liest alles Gedruckte, vom Anzeigenteil der Tageszeitung bis zum Liebesroman; außerhalb des Lagers hat sie zahlreiche einheimische Bekannte. So begegnen sich in ihrer Mundart einheitssprachliche und schwäbische Einflüsse. Der mhd. Kurzvokal a verliert bei ihr seine Verdampfung, häufiger freilich im Gespräch mit mir als unter Landsleuten: *naxt* Nacht, *hand* Hand. – Die mhd. *Zwielaute* ei und ou erscheinen in zunehmendem Maße in der schriftnahen Lautgestalt: *hais* heiß, *frau* Frau. – Statt

wor geworden, *gfōr* gefahren heißt es verschiedentlich *wōrə*, *gfōrə*. Hier sind offensichtlich die Einheitssprache und das Schwäbische gemeinsam am Werk. Auch sagt Mutter Schurz vielfach *fində* finden, *undə* unten (statt altsprachlichem *finə*, *unə*). – Schließlich werden b und g zwischen Vokalen häufig wieder als Verschlusslaute gesprochen: *gebə* statt *gewə* geben, *ausdaigə* statt *ausdaio* aussteigen.

Anton Schurz gebraucht, besonders seit er aus dem Lager weggezogen ist, noch mehr neusprachliche Formen als die Mutter. Vor allem werden bei ihm die alten Langvokale nicht mehr zwiegeklautet, er sagt also *q̄wəd* Abend, *šnē* Schnee, *rōr* Rohr. Hier scheint es sich um eine mechanische Anpassung an die sprachliche Umgebung zu handeln, denn Anton selbst bemerkt dieses Abweichen vom mütterlichen Sprachgebrauch überhaupt nicht. – Eindeutig liegt schwäbischer Einfluß vor in der Umwandlung des Wörtchens *is* zu *iš* ist und in der Verdrängung der altsprachlichen Relativpartikel *wos* (was) durch *wō*; daneben hält sich die Altform geläutert als *was*. – Ferner sagt Anton häufig *ir fidərət* (statt *fidərə*) ihr füttert. – Hinderlich für seinen weiteren Übergang zum Schwäbischen ist der Umstand, daß seine junge Frau ebenfalls aus Neudorf stammt.

Während Manfred sich sprachlich kaum von Mutter Schurz unterscheidet, spricht Erika unverfälschte Stuttgarter Umgangssprache: das vergangene Jahr über lag sie in einem Stuttgarter Krankenhaus unter vorwiegend schwäbischen Mitpatienten. Bemerkenswert ist, daß Erika in dieser Zeit die Heimatmundart völlig verlernt hat, so daß sie in den ersten Wochen nach der Rückkehr die Großeltern kaum mehr verstand. Freilich kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie sich binnen kurzem die Altsprache – wohl unter Beibehaltung des Schwäbischen – wieder aneignen wird.

So fanden wir auch hier: Erwachsene zeigen Mischsprachen verschiedenen Grades, doch mit überwiegendem altsprachlichem Anteil; bei den Jugendlichen machen sich stärkere neusprachliche Tendenzen bemerkbar. Die Kinder übernehmen die Sprachform ihrer Umgebung unverändert, wobei die besonderen Verhältnisse des Lager- bzw. Krankenhausdaseins die Ausbildung einer Zweisprachigkeit verhinderten.

Der folgende Abschnitt soll die bisher gewonnenen Ergebnisse zusammenfassen, ordnen und auswerten. Dabei wird auch auf eine größere Anzahl minder eingehend befragter Gewährsleute einzugehen sein; die an ihnen gemachten Beobachtungen werden in vielen Fällen unsere Feststellungen bestätigen und ergänzen.

2. Voraussetzungen und Bedingungen des Übergangs

Entscheidend für die Sprachbildung des Einzelnen sind sowohl die subjektiven Gegebenheiten als die objektiven Verhältnisse des Neulandes, also neben Lebensalter, Geschlecht, Konfession, angeborenen und erworbenen Neigungen auch Wohnort und Wohnweise, Art der Beschäftigung, Arbeitskameraden, Freunde und Bekannte. Grundlage aber und allererste Voraussetzung des Sprachwandels, den wir untersuchen, sind die sprachlichen Zustände in der alten und in der neuen Heimat, die großenteils schon eingehend behandelt wurden. Hinsichtlich des Lebensalters ließ sich feststellen, daß die über 25jährigen im allgemeinen zu einer Mischsprache mit relativ geringen neusprachlichen Elementen übergegangen sind. Die Ältesten haben ihre Heimatmundart teilweise noch rein erhalten.

Ein weiteres Beispiel hierfür liefert uns die Bauernfamilie Merz aus Wittenberg (Bessarabien), die seit 1946 in der Nähe von Schwäbisch-Hall lebt. Obwohl die etwa 60jährigen Eltern oft bei einheimischen Bauern arbeiteten, haben sie ihre ursprüngliche schwäbische Mundart erhalten, die sich deutlich von der ostfränkischen Mundart der Haller Gegend unterscheidet. Erst in neuester Zeit wird diese Beharrsamkeit durch die Wohnweise unterstützt: seit 1953 lebt die Familie Merz im eigenen Häuschen außerhalb des Dorfes.

Andererseits sind die Kinder in der Regel zweisprachig geworden, indem sie Alt- und Neusprache in der gleichen Vollkommenheit beherrschen.

In der Volksschule von Neuler, Kreis Aalen, befinden sich etwa 25 % Vertriebenenkinder. Sie gebrauchen alle (meist sogar untereinander!) die schwäbische Mundart von Neuler; auch wiederholte sorgsamste Beobachtung ließ keine Sprachunterschiede zwischen Vertriebenen- und einheimischen Kindern erkennen.

Die Frage: Misch- oder Mehrsprachigkeit? hängt aber in erster Linie vom Schulbesuch ab. Der Einfluß der Schule auf die individuelle Sprachbildung kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Vertriebenen nun, die ihre Schulzeit ganz oder zum größten Teil in der neuen Heimat verbrachten, gebrauchen in der Regel die Neusprache in reinster Form.

Die Sprache des Kleinkindes wird weitgehend von den Spielkameraden bestimmt. So eignen sich die Vertriebenenkinder auf dem Land meist die bodenständige Mundart an, sobald sie aus dem Hause dürfen. In der Stadt bleiben sie allerdings dem elterlich-heimatlichen Einfluß oft wesentlich länger und eindringlicher ausgesetzt.

Besonders interessant ist die genannte Grenze zwischen Misch- und Mehrsprachigkeit; wir wollen sie an einigen jungen Vertriebenen beobachten, die in der neuen Heimat nicht mehr oder nur wenige Jahre zur Schule gingen.

Der 22jährige Hilfsarbeiter Sepp Weiser aus Nordmähren besuchte am neuen Wohnsitz Aalen etwa noch ein halbes Jahr die Schule; seit Jahren lebt er von seinen Eltern getrennt und verkehrt besonders viel mit Einheimischen. Schon 1952 sprach er das heimische Bairisch mit deutlichen schwäbischen Einschlägen: oft sagte er *dāg* neben *dōg* Tag, *wāgə* neben *wōgŋ* Wagen. Schwäbisches *sagš*, *bišt* begann bairisches *sogst* sagst, *bist* zu verdrängen; auch gebrauchte er zahlreiche ostschwäbische Sonderformen wie *hād* Hand, *blēd* blöde usw. – Zwei Jahre später hatten sich die angedeuteten Neuerungen fast ausnahmslos durchgesetzt. Außerdem hatte er die schwäbische enge Aussprache in *bräi* Brei, *həus* Haus angenommen (gegen bairisch-einheitssprachliches *brae*, *haos*). – Sepp war zur Zeit der Umsiedlung schon zu alt, um noch zweisprachig zu werden. Aber infolge der sozialen Verhältnisse wird er über die Mischsprache bald völlig zur Neusprache übergegangen sein, auch wenn er – natürlicherweise – mit seinen Landsleuten noch vorwiegend bairisch redet.

Der 23jährige Buchbinder Dreizel aus Pilsen (heute Aalen) verlebte die letzten Schuljahre in Niederbayern. Bei ihm sind schwäbische Einflüsse fast nur in Einzelwörtern nachzuweisen; vollständiger Übergang zur Neusprache darf trotz der rein schwäbischen Umgebung nicht erwartet werden.

Ein 21jähriger Schlosser aus der Gegend von Gablonz war nach der Ausweisung noch zwei Jahre in Aalen zur Schule gegangen. Als ihn ihn ansprach, antwortete er mir schwäbisch, jedoch mit heimischem Einschlag. Besonders bemerkenswert ist, daß bei ihm die mhd. Laute *ei* und *i* (und ebenso *ou* und *û*) in halboffenen Lauten zusammengefallen sind. Er sagt *leixt* leicht (mhd. *liht*) wie *breit* breit (mhd. *breit*), *həus* Haus (mhd. *hūs*) wie *roux* Rauch (mhd. *rouch*) – eine Erscheinung, die wir bei vielen ins schwäbische Sprachgebiet Zugezogenen beobachten können. Beim Erklären einer Maschine fiel er übrigens unvermerkt in eine Art bairischer Umgangssprache zurück: seine Arbeitskameraden und Vorgesetzten sind fast ausschließlich Landsleute. Ein späteres völliges Beherrschen der Neusprache erscheint daher auch bei ihm fraglich.

Im ganzen ergibt sich: Wer in der neuen Heimat noch etwa drei bis vier Jahre zur Schule ging – sowie alle Jüngeren –, wird zweisprachig (d. h. er beherrscht Alt- und Neusprache gleich vollständig). Wer die neusprachliche Schule noch ein bis zwei Jahre besuchte, wird *mischsprachig*; er hat aber noch gute Aussicht, später gänzlich zur Neusprache überzugehen. Alle Älteren kommen im allgemeinen über einen bestimmten Grad der Mischsprachigkeit nicht hinaus.

Das Geschlecht fällt als sprachbestimmender Faktor nicht mehr allzu sehr ins Gewicht. Mädchen wie junge Männer arbeiten heute in der Fabrik, werden Verkaufs- oder Büroangestellte und sind so dem neusprachlichen Einfluß in gleichem Maße ausgesetzt.

Das soziale Milieu entscheidet im Einzelfall, oft ganz unabhängig vom Geschlecht, über das Maß der Neuerungen. Lediglich bei den Älteren (über 40jährigen) Erwachsenen wirkt sich der Unterschied der Geschlechter noch nachhaltig auf die Sprachgestaltung aus; in diesem Alter sind vorwiegend die Männer berufstätig, während die Frauen sich dem Haushalt widmen. Aber mit 40 Jahren ist die Bereitschaft zu Neuerungen gemeinhin schon so stark zurückgegangen, daß es nicht mehr zu nennenswerter sprachlicher Differenzierung kommt.

Auch der Unterschied der Konfessionen ist heute weithin bedeutungslos geworden, zumal in den Städten, wo man keinesfalls mehr einer Konfession eine bestimmte Sprache oder Lebensart zuschreiben kann. Auf dem Land ist die ausgleichende Entwicklung noch nicht so weit gediehen. Hier wirken sich konfessionelle Grenzen häufig noch bei Erwachsenen aus. Die Kinder freilich werden – sofern sie nicht von anderer Seite dazu angehalten werden – nicht fragen: „Bist du katholisch oder evangelisch?“, sondern zuerst: „Gehst du mit zum Baden?“ oder: „Kannst du Fußball spielen?“ Ehen zwischen Anhängern verschiedener Konfessionen sind heute auch bei den Heimatverwiesenen eine fast alltägliche Erscheinung.

Von außerordentlicher Wichtigkeit aber sind die objektiven Gegebenheiten: die Art der Berufstätigkeit, die Berufsstellung, die Zahl der Arbeitskollegen und ihre Sprechweise. Wenn in einer Aalener Fabrik viele junge (etwa 20jährige) Sudetendeutsche ihre Heimatsprache bis heute ziemlich rein erhalten haben, so rührt das daher, daß etwa 40% der Belegschaft aus dem Sudetenland stammen. In einem Reutlinger Textilbetrieb dagegen überwiegt der schwäbische Anteil bei weitem, und so ist das Schwäbische bei den meisten Heimatverwiesenen in raschem Vordringen begriffen; selbst die Älteren übernehmen jetzt zahlreiche neusprachliche Wörter und Wendungen.

Neben den Arbeitsbedingungen wird die Sprache des Einzelnen entscheidend durch die Wohnweise bestimmt. Meist leben die Vertriebenen zerstreut unter den Altbürgern, und ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung übersteigt selten ein Viertel (vgl. hierzu auch die Einleitung); so können sie natürlich dem Einfluß der bodenständigen Mundart keinen nachhaltigen und wirksamen Widerstand entgegensetzen. Anderes gilt für Vertriebene, die in Lagern leben. Auch hier ist man zwar meist aus den verschiedensten Gegenden zusammengewürfelt, so daß keine einzelne Altsprache die anderen verdrängen kann. Aber immerhin ist der neusprachliche Einfluß hier so schwach, daß sich die heimischen Sprachformen am längsten und reinsten erhalten.

Über der Macht der objektiven Verhältnisse darf man aber die individuellen Neigungen nicht vergessen. Gleiche soziale

Bedingungen schaffen durchaus nicht immer übereinstimmende Individualsprachen. Die Bereitschaft zur Unterordnung oder der Wille, sich in einem neuen Kreise rasch Anerkennung zu verschaffen, kann beschleunigte Annahme der Neusprache bewirken. Bei andern kann kräftig ausgebildetes Selbstgefühl zu sprachlicher Beharrsamkeit führen. Individuelle Voraussetzungen und objektive Bedingungen in ihrem Zusammenwirken erst formen die Sprache eines Menschen im ganzen wie in allen Einzelheiten.

Die Verhältnisse der alten Heimat wirken zum größten Teil nicht weiter. Gewöhnlich hatte die Umsiedlung einen radikalen sozialen Bruch zur Folge: heimische Gemeinschaften wurden zersprengt und wieder vermischt, Angestellte wurden zu Arbeitern, Bauernsöhne gingen auf die Universität.

Nur in einem Punkt reicht die alte Welt unbedingt in die neue herein: die sprachlichen Bindungen lassen sich am schwersten lösen. Die Sprache ist viel enger an den Menschen gebunden als Arbeits- und Wohnweise, Brauchtum und Kleidung; sie ist außerdem beharrsamer. Man wechselt in fünf Minuten die Kleider, man kann von heute auf morgen eine andere Arbeit übernehmen; aber man kann nur in Jahren seine Sprache ändern.

Betrachten wir nun die Altsprachen vor der Umsiedlung, so werden wir besonders die verschiedenen Landschaftssprachen und die einzelnen Schichten berücksichtigen müssen.

Im niederdeutschen Sprachbereich hatte die Mundart (das „Plattdeutsche“) schon längst nicht mehr so weitreichende Gültigkeit wie etwa in Oberdeutschland. Die Einheitssprache war zur Schul-, Militär-, Handels- und Behördensprache geworden. Nach der Umsiedlung haben sich die niederdeutschen Mundarten in Süddeutschland praktisch nirgends mehr gehalten; um so zäher behaupten sich indessen die durch die Einheitsrede gestützten norddeutschen Umgangssprachen. In zahlreichen Fällen haben sogar Kinder, die ihre ganze Schulzeit im schwäbischen Raume verbrachten, die elterliche Einheitsrede oder eine dieser nahestehende Sprachform rein bewahrt. Damit werden unsere Feststellungen über die Bedeutung der Schule im wesentlichen auf Vertriebene beschränkt, die dem hochdeutschen Sprachkreis entstammen; dies ist allerdings die weit überwiegende Mehrheit.

Wenden wir uns zu den hochdeutschen Landschaftssprachen, so scheinen die Franken, von besonderer geistiger Beweglichkeit und im allgemeinen sehr anpassungsfähig, ihre Heimatsprache am ehesten aufzugeben. Diese Tendenz wird dadurch begünstigt, daß das Fränkische innerhalb des Hochdeutschen durchschnittlich die geringsten Abweichungen von der Einheitssprache zeigt (vgl. hierzu Schirmunski 9, S. 118). Allerdings konnte sich diese fränkische Besonderheit aus den Einzeluntersuchungen des ersten Teils nicht

ergeben, weil die einzigen Vertreter des Fränkischen, die Familie Schurz aus Neudorf, Sonderbedingungen unterworfen sind.

Die Baiern sind für ihre sprachliche Beharrsamkeit genugsam bekannt, und so halten sich auch bei Jüngeren, die im ganzen schon zum Schwäbischen übergegangen sind, vielfach noch vereinzelte bairische Formen, wie *mist* Mist neben vorherrschenden schwäbischem *mišt* u. a.

Bei den schwäbisch-alemannischen Vertriebenenmundarten ist es natürlich von Bedeutung, wie weit diese sich in der Heimat noch rein erhalten haben; häufig wurden sie ja von den Nachbarorten her durch fremde, gewöhnlich fränkische Mundarten überlagert, so daß Mischmundarten verschiedenen Grades zustande kamen (vgl. die Mundart von Neu-Pasua, S. 93 ff.). Auch kann man nicht sagen, daß die Mundarten, die dem Binnenschwäbischen am nächsten stehen, der bodenständigen Sprachform am schnellsten erliegen. Gerade die unscheinbaren „sekundären“ Sprachmerkmale werden häufig gar nicht bemerkt und daher geraume Zeit überhaupt nicht verändert (so bei Martin Schwarz, S. 95 f.). So kommt es, daß manche jungen Vertriebenen schwäbischer Mundart auch in der Schule und unter ihren eingeborenen Spielkameraden noch ihre unverfälschte Heimatmundart sprechen, die nur ganz geringfügig von der Sprache der Altbürger abweicht.

Fast ebenso wichtig wie diese horizontalen (regionalen) Besonderheiten aber sind die vertikalen, damit die sprachliche Schicht, welcher der Einzelne vor der Ausweisung angehörte. Die Sprachschicht beruht zwar auch auf sozialen, daneben aber in erster Linie auf geistigen Grundlagen (s. Verf., 3, Teil III), die sich nicht ohne weiteres mit den sozialen Verhältnissen ändern können.

Zunächst hat es freilich den Anschein, als ob die sozialen Bedingungen des Neulandes auch hier den Ausschlag gäben. Gerät ein Bauernsohn (also ein Mundartsprecher) nach der Umsiedlung – etwa als Student – in akademisch gebildete Umgebung, so wird er versuchen, sich die dargebotene Umgangssprache anzueignen. Entsprechend wird sich ein aus bäuerlichen Verhältnissen stammender Büroangestellter verhalten. Hat diesem aber die Heimatmundart während mehr als einem Jahrzehnt ihre einfachen, „primitiven“ Denkformen eingepreßt, so entstehen innere Spannungen. Es zeigt sich, daß er der neuen, „höheren“ Sprachschicht geistig nicht gewachsen ist: er wird zum „parvenü“ (s. Verf. 3, bes. S. 333 ff.), weil er schon viel zu fest in der alten Denkstufe verwurzelt ist, während seine jüngeren Geschwister mühelos zu höheren Sprachschichten emporsteigen. So kann die heimische Sprachschicht sehr intensiv ins Sprachleben der neuen Heimat herüberwirken.

Häufiger ist, da sich mit der Umsiedlung oft sozialer Abstieg verbindet, der umgekehrte Fall: kommen Kinder gebildeter Eltern in mundartliche Umgebung, so werden sie sich zwar die neue Mundart

ihrer äußeren Form nach aneignen, während sich ihre geistige Höherstellung (gegebenenfalls) in Abweichungen der inneren Sprachform (bes. der Syntax) zeigt.

Hierher gehört auch der Sohn eines ostelbischen Großbauern, in dessen Familie man sich der Einheitssprache bediente, mithin einer recht hochstehenden Sprachform. Nachdem er seine Eltern verloren hatte, wurde er Handwerker und lebt heute in Aalen. Er spricht, wie die meisten seiner Arbeitskameraden, die „Aalener Umgangssprache“ (Schicht III; vgl. Verf. 3, S. 219 ff.) ohne lautliche Abweichungen. Aber gewisse syntaktische Eigenheiten heben ihn deutlich aus seiner Umgebung heraus; so sagt er meist „ich gehe um den Wagen zu holen“, während die Kameraden einfachere, weniger logische Konstruktionen gebrauchen wie „ich gehe und hole den Wagen“ usw. Da er keine besonderen literarischen Interessen hat, dürfen wir hier wahrscheinlich einen schwachen Nachklang der Sprachverhältnisse im Elternhause sehen.

Ähnliche Tendenzen sind vielfach, wenn auch kaum bemerkbar und mit rasch abnehmender Stärke, am Werk. Wer in der Heimat Mundart sprach (fast alle Balkandeutschen, der Großteil der Sudetendeutschen), strebt unbewußt auch im Neuland nach einer der dargebotenen Mundartformen; wer umgangssprachlichem Bereich entstammt (fast alle Nord- und alle Baltendeutschen, viele Schlesier, ein Teil der Sudetendeutschen), wird sich nach Möglichkeit wieder eine Umgangssprache aneignen.

Natürlich kommt auch hier wieder der dargebotenen Sprachschicht des Neulandes überragende Bedeutung zu, besonders bei den Kindern (damit seien hier die noch der Zweisprachigkeit Fähigen bezeichnet); da in diesem Lebensabschnitt die Denkformen noch nicht endgültig festgelegt sind, werden auch keine geistigen Mißverhältnisse entstehen. — Die über 25jährigen Erwachsenen behalten, wie schon wiederholt festzustellen war, die Altsprache im wesentlichen bei. Damit hat die besprochene Tendenz, Alt- und Neusprache miteinander in Einklang zu bringen, vor allem Bedeutung für das Jugendalter, das ohnehin in jeder Hinsicht eine Epoche der Verwandlung und neuen Werdens ist.

So rundet sich das Bild. Die Grundzüge der Entwicklung wurden aufgezeigt, die besondere Funktion des Jugendalters hervorgehoben. Einzelbeispiele haben die allgemeinen Feststellungen veranschaulicht. Wer nun den Verlust so vieler alter und traditionsgebundener Sprachformen bedauert, der bedenke, daß alles bedeutsame Geschehen solchen Umbrüchen und Einschnitten unterworfen ist, und daß ohne gelegentliche Aderlässe kein neues Leben Wirklichkeit werden kann. Wer aber imstande und geneigt ist, Wechsel, Vergehen und Werden mit unbefangener Freude zu genießen, der möge aufmerken und suchen. Denn jeder Tag bringt neuen Verlust, und niemand kann das Gegenwärtige und das Zukünftige verstehen,

wenn er die Wurzeln nicht kennt, aus denen es gewachsen ist. Und man behaupte nicht, daß die behandelten Dinge doch verhältnismäßig unwichtig seien. Selbst in diesen scheinbar abseits liegenden Vorgängen kann man den Pulsschlag des Lebens hören; das farbig schillernde Bild, das hier vor uns abrollt, ist im besten Sinn ein Stück Menschheitsgeschichte.

Literaturverzeichnis

1. *Eckert*, Albert, Die Mundarten der deutschen Mutterkolonien Bessarabiens und ihre Stammheimat, Marburg 1941 (Deutsche Dialektgeographie Heft 40).
2. *Engel*, Ulrich, Mundart und Brauchtum in Perbal, Kreis Budapest (Ungarn), 1953 (maschinenschr.).
3. ders., Mundart und Umgangssprache in Württemberg. Beiträge zur Sprachsoziologie der Gegenwart, Dissertation Tübingen 1954 (maschinenschr.).
4. ders., Zu den Mundarten von Neudorf, Torsa und Kisdorog, 1952 (maschinenschr.).
5. Die *Heimatvertriebenen* in Württemberg-Baden und ihre wirtschaftliche Eingliederung, hrsg. vom Staatsbeauftragten für das Flüchtlingswesen in Württemberg-Baden, 1950.
6. *Moser*, Hugo, Schwäbische Mundart und Sitte in Sathmar, Tübinger Dissertation, München 1937.
7. ders., Umsiedlung und Sprachwandel, in: Bildungsfragen der Gegenwart, hrsg. von F. X. Arnold (Festschrift f. Th. Bäuerle), Stuttgart 1953, S. 119 ff.
8. *Schick*, Hermann, Die schwäbischen Mundarten in deutschen Dörfern Südosteuropas, Diss. Tübingen 1954 (maschinenschr.).
9. *Schirmunski*, Viktor, Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten, Germ.-Roman. Monatsschrift 18 (1930), S. 113 ff. und S. 171 ff.